



Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 50

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.
Verlag von Hof. Wilh. Hörter in Sadamar.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Fahn.
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Alles stand einen Moment regungslos vor dieser neuen Überraschung. Aber der Martin krümmte sich zusammen und holte zum Sprunge aus. Er wurde augenblicklich von einem unüberwindlichen Haß ergriffen gegen diesen Menschen. Ein lang verhaltener Wutschrei rang sich ihm: „Ah, — der — hat — mir — g'fehlt!“ Dann brach er los gleich einem verwundeten Wild. Mit dem kühnen Sprunge war er über dem Mühlbach und eilte schraubend am Heimbodel hoch und seinem Widersacher nach. „Martin!“ schrie die Lisbeth auf, „hilf, Himmel, — er bringt um!“ Sie hatte seine großen gutmütigen Augen noch nie unheimlich wild gesehen. Aber schon waren die beiden im Lichte ver-

wunden.
vergingen
ge Minu-
Die Lis-
hatte sich
dem Gott-
ble aufge-
tet, aber
behte am
gen Rör-
so daß der
der Andre-
sie stüßen
te. Und
Bagnmayer
noch im-
und hielt
mernd die
auf der
st.
nach kur-
Zeit, wa-
sie wieder
hen. Oben
der Lich-
vor der
ulinie lag
helle Feu-
ein, und
war der
dem
streicher
auf den
en.



Der Schauplatz des Donauübergangs bei Dersova. (Mit Text.)

Die Erregung der Dorfbewohner hatte sich aufs höchste ge-
ert. Mit vorgebeugtem Oberkörper verharrten sie stumm
verfolgten jede Bewegung der beiden Männer. Es galt
Leben und Tod. Man war sich's bewußt und eine nervöse
verzerrte die Gesichter. — Nur das Flammengeprassel
zu hören und das Krachen des Gebälges.

Jetzt hatte er ihn eingeholt! Jetzt mußten sie aneinander
geraten! Da ereignete sich das Schauervolle:

Gleich einer zornigen Nemesis züchte die Eisenbahn aus dem
Tunnel heraus. Und in demselben Augenblick hatte sich der
Brennerpeter auf den Bahndamm geschwungen.

„Rätsch—tsch—tsch—tsch!“ ging sie über ihn hinweg. Der
Strolch war gerichtet.

Ein hundertstimmiges Geschrei ging durch die Volkstreihen.
Der Brennerpeter war wieder da! Der Brennerpeter hat den
Mühlhof angezündet! Der Brennerpeter, der Dorflump, — der
den Forstwächter erschossen hatte, der Erzhalunte, er hat sich vor
die Räder der Eisenbahn geworfen! — Aber der Martin lebt. Man
hat es deutlich gesehen, wie er zurückgetaumelt ist. Der Müller-
marte, dem man bitteres Unrecht getan hat, den sie unschuldiger-
weis eingesperrt hatten! Der Müllerermarte lebt!

Alles wartete auf Martins Zurückkommen. Alles schrie ihm
entgegen.

Gleich und
verstört wank-
te er zwischen
den Tannen
seinen Weg
zurück. Er war
wie zerschmet-
tert von dem
neuen Schick-
salsstreich.

Die Eisen-
bahn hatte ihm
sein Opfer ab-
gejagt.

Ihm schwin-
delte jetzt bei
dem Gedan-
ken an seinen
heißten und
unbändigen
Zorn und an
seine furchter-
liche Absicht.
Er blickte dant-
bar zum Him-
mel, der in-
zwischen eine
salte Blutröte
annahm. Wie
froh und glück-
lich mußte er
sich fühlen, daß
ein Mächtiger
ihn nun in den

Arm gefallen war. Daß ein Höherer dieses Verdict hatte auf
sich genommen. Wie, — wenn er seinen verhassten Gegner, der
ja alle Schuld trug an seiner großen Schmach, an seinem Unglück,
— wenn er ihn an der Schulter erfaßt hätte?! Wenn er ihn in
besinnungsloser Wut niedergerungen, ihn mit seinen verben Hän-
den erwürgt hätte?! Er faßte sich an die Stirne. Seine gereizten

Nerven gaugelten ihm eine schmutzige Zelle, ein niederes, vergittertes Fenster vor, ein Leben in Elend und Schande.

Wie aus einem giftigen Nebel tauchte ein grausamer, unbarmherziger Gerichtshof auf. Häßliche Erinnerungen, viele kleine Schmähungen und Bitterkeiten legten sich dumpf um seine Schläfen. Gerade als er beim brennenden Mühlhof wieder ankam, stürzte sein Wohnhaus zusammen. Auch die inzwischen zur Hilfe geeilten Feuerwehrmänner aus den Nachbardörfern konnten nichts mehr retten.

Der Martin sah die aufgeregte Menschenmenge. Er hörte sie brüllen. Sein eigener Name gelte ihm hundertfach in den Ohren. Er fühlte sich matt. Seine Knie begannen zu zittern. Er sah noch die Lisbeth mit dem kleinen Gottfried auf sich zukommen. Wie ein Betrunkener taumelte er auf den Platz und brach zusammen.

Drei Tage lag Martin Ohnmacht im Fieber. Sie hatten ihn in des Hagmayer's Haus getragen. Der Hagmayerbauer und die Lisbeth hatten es so gewollt.

Täglich kam der Arzt. Es war ein leutseliger alter Herr, der mit den Bauern zu reden wußte und man hatte Vertrauen zu ihm. Aber das freundliche Greisenantlitz war ein ernster Schatten gegangen, als er den Kranken untersuchte. Martins Zustand war zweifellos bedenklich. Ein schlimmes Nervenfieber rüttelte an seiner zähen Natur.

Drei Tage und drei Nächte hatte die Lisbeth fast ununterbrochen am Lager ihres Mannes gesessen und auf jeden Atemzug geachtet, auf jedes Wort gehört, das der Kranke im Fieberwahn über die schäumenden Lippen brachte.

Sie kämpfte. Wie eine Verzweifelte kämpfte sie mit sich, mit ihren abnehmenden Kräften und — um ihn. Am vierten Tage hatte sie ihn dem Tod abgerungen.

Es war in der zweiten Morgenstunde. Die Lisbeth war, überwältigt von Mattigkeit und dem dumpfen Denken nach schlaflosen Nächten, auf einem Stuhl ein wenig eingenickt und hatte ihren Arm leicht auf Martins Bett gestützt. Ein leises Geräusch schreckte sie auf und nun bemerkte sie, daß der Martin die Augen aufgeschlagen hatte und sie groß und fragend ansah.

Sie legte ihm stillschweigend und mit zarter Sorgfalt die warmen Kissen zurecht und nach wenigen Minuten war der Kranke wieder eingeschlafen. Aber es war jetzt ein ruhiger, gleichmäßiger Genesungsschlaf. Und die Lisbeth wußte nun, daß das tödliche Fieber überwunden war, daß es seiner kräftigen Natur nichts anhaben konnte, — daß er ihr erhalten blieb.

Eigentlich stand in diesen ersten Tagen ganz Furtmühlbach um Martins Krankenlager versammelt. Die Gemüther waren alle von der bänglichen Frage bewegt: „Der Müllermarte, wird er's durchhauen?“ Zaghaft sprach bald der eine, bald der andere vor und erkundigte sich im Auftrage vieler. Und als eines Tags die Botenschaft im Umlauf war: „Der Martin ist bei Besinnung und der Arzt hat Hoffnung!“ da atmete alles auf.

Während die Lisbeth ganz und gar in der Pflege um ihren Kranken Mann aufgegangen war, zog sich der Hagmayerbauer in das obere Stockwerk seines Hauses zurück und räumte den jungen Leuten geräuschlos und in aller Stille seinen Platz ein.

Er erkannte sein Unrecht und wollte gutmachen. Sein starrer Sinn war gebrochen, sein harter, eigensüchtiger Bauernstolz erschüttert. Hatte er doch selbst, wenn auch nur für Minuten, unter der grausamen Last eines ungerechten, schweren Verdachtes gestanden. Hatte er doch an sich selbst erfahren, wie schnell die Menge dazu bereit war, aus einem ehrlichen Bürger einen Verbrecher zu stempeln, wie sich wenige unglückselige Momente zu einer ungeheuren Anklage aufwälzen.

„Schaut man halt allzeit gern auf andere. Braucht's halt oft lang, bis man die Demut lernt!“ tröstete der alte Mann sich selbst.

War es ein Zufall? Er konnte nicht an ihn glauben. Er mußte ihn als eine göttliche Fügung empfinden, als einen Fingerzeig. Er wollte jedem zurufen, der im Begriff war, einen Stein aufzuheben:

„Räum ihn zur Seite, wenn du kannst, aber werf ihn nicht auf deinen Nachbar. Denn es gibt einen Jörn, der in törichter Verblendung die heiligen Bande der Natur zerprengt, und der Stolz ist ein eitler, nichtsnutziger Wurm, der sich selbst zerfrisst!“

Nun sah man den Hagmayer oft durch die Straßen und Felder gehen und an der Hand das Gottfriedle führen. Und die tiefen Linien, die das harte Leben auf seinem bartlosen Gesicht gegraben, waren nicht mehr so herb wie ehemals. Aus seinen Augen sprach die Zuversicht und um seinen Mund lagerte ein mildes Lächeln. Der kleine Gottfried war für den alten Mann wie eine Offenbarung. An dem fröhlichen, klaren Kindergemüt wurde seine Seele wieder stark und beseinsfreudig.

Was gab es nicht für wunderliche Dinge und Geschichten, die das kleine neugierige Büschlein noch nicht kannte! Was wußte

das schwachhafte Mäulchen für kluge Fragen zu stellen! Und Großvater wurde es nicht müde, sein Entselbst einzunehmen und die vielen geheimnisvollen Rätsel der Natur und des Lebens

Noch war zwischen Vater und Tochter kein Wort von Vergebung oder Versöhnung gewechselt. Aber die Lisbeth hatte Wandlung am Vater beobachtet. Sie wußte, wie nahe es ging, wie sehr er eine Aussöhnung herbeiwünschte. Sie war auch, die den kleinen Gottfried säuberlich gewaschen und gekämmt täglich zum Großvater hinausschickte und ihm einen schönen „guten Morgen“ bestellen ließ. Und in diesen Tagen ging Martin seiner Genesung entgegen.

An einem warmen, lichtklaren Nachmittag war es nun, da der Hagmayerbauer aus dem Felde kam und direkt den Weg zum Rathause ging. Hier hatte er mit dem Schulz eine Unterredung.

Dann ging er nach seinem Hause und trat in die Stube, wo der Martin noch etwas blaß, aber schon bei guten Kräften am Tische saß und lächelnd zuschaute, wie die Lisbeth das Gottfriedle kleine Figuren auf eine Schiefertafel malte. Gottfried sprang ihm entgegen:

„Großvater, kannst du mir einen Gaul machen oder eine Kuh? Langsam und unbefohlen ließ der Hagmayer seine Hand über des Knaben weiches Haar gleiten und sagte endlich, zur List gewandt: „A rar's Büble, dein Bub. Und i dank' dir halt, mich hast net fremd g'macht dem Gottfriedle.“

Die Lisbeth konnte ihre Rührung kaum verbergen, als den Vater stehen sah in seiner eigenen Stube, aus der er sie hinausgewiesen, wie er hilflos nach guten Worten suchte.

„Sollt' i dem unschuldigen Krampen sein Ahne' verwehren? Sollt' ich ihn ärmer machen als andere Kinder sind? I mach das war kein gutes Werk, Vater!“

„Noi, noi — sell net; 'n gutes Werk war's net. I dank' dir nochmal's, Lisbeth, daß du's halt fertig bracht — das gute Werk.“

Einen Augenblick später reichten die beiden Männer sich Hände. Auf des Hagmayer's Gesicht zuckte es und seine Augen waren feucht. Er konnte Martins Hand lange nicht freigeben und murmelte immer:

„Dir hab' i halt unrecht getan, Marte, — großes Unrecht, schweres Unrecht, jo, jo, — das muß 'n Wort sein ...!“

„'s hat halt so sein müssen, Vater“, tröstete der Martin.

„Jo, jo, hat halt so sein müssen! — Aber gelt, Marte, — ein tußt mir versprechen: der Lisbeth soll kein Ungut g'schehn, so in Menschenhand steht. Mein Hagmaile' tußt mir wohl in annehmen. Weißt, — ist halt das Weibsvolt unserm Herrgott weil um einen Schuh näher als unsereins. Ist g'wiß wohnt meine selige Annamaria hat's auch so g'halten. Und's Gottfriedle, a so'n Büble, so'n lieb's ...! — Gottfriedle komm, mol' i dir a Gäule ...!“

Nun setzten sie sich um den Tisch. Und es war der Lisbeth, die das gelbe Bendelblech der alten Schwarzwälderuhr mehr so hohl und schwerfällig über die großblumige Tapete, als sei ein froher, milder Schein eingedrungen in das liebe Elterstübchen und verkörperte freundlich den altväterlichen Hausvater.

Als gegen Abend der Deder-Andrejfel kam, fand dieser beiden Männer im lebhaften Gespräch über den rationellen Anbau von Feld- und Ackerland und eine dicke Tabakwolke schwad behaglich über ihren Köpfen.

Der Andrejfel blieb unter der Türe stehen und rieb sich die Augen. „Heidasad am Bendel, — do steht's net lät! — I ja, — unser Herrgott hebt einem die besten Broden immer auf! Darf man denn einbrechen in den Hausfrieden?“

„Immer zuspaziert!“ rief der Hagmayer. „Du g'hörst alle dazwischen, wenn's richtig zugeht!“

„Das ist'n Wort, darauf geh' i dir d'Hand, Hagmayer.“

„Und i dir schon lang, Andrejfel!“

„I, do schlag doch gleich ...“, fuhr der Andrejfel in seinem Erstaunen fort. — „Hagmayerbauer, dö's, daß i noch verlor darf ...! Hast also deinen schlimmen Spruch z'rückzogen?“

Aber der alte Eigensinn rasonierte schon wieder:

„Nix hab' i z'rückzogen! Gar nix hab' i z'rückzogen — mein Namen. I bin kein Hagmayerbauer mehr. Do sitzt Bauer, der Marte, mein Eidam ist jetzt der Bauer. Heut ich beim Schulz und hab mein Namen abgegeben und einen andrüber g'schrieben.“ Und recht gewichtig und überlegen setzte hinzu: „Weißt, Andrejfel, — die Alten müssen den Jungen machen, das ist schon so in der Welt. Und der Marte wird mein Haus keine Schand antun, und meinen Aderm und meinem auch net, so viel muß wahr sein. Und wenn's mal grad nachher sind wir Alten immer noch um den Weg und fündig eingreifen, wo's not tut!“

Der gute, weißhaarige Andrejfel war außer sich und lindiisch vor Freude ob dieser glücklichen Umwandlung im

Und erhaue. Er sah die glücklichen Augen der Lisbeth und patzte dem alten Freund lustig auf die Knie:
„Dagmayer, das ist ein Spruch! Für die Wort — Krutzitür — dmohrensäbel! Dafür kannst mich gleich noch einmal 'n alten Suppler' schimpfen, — 's tut mir nit. Jetzt verzeih' i dir alles aneinander auf ein' Handschlag und für alle Zukunft! Und freu' es sich mich schon sonderlich! Jöhlen möcht' ich, daß der alte Kreuzstod madelt — juhuh! Und jetzt verlohnt sich 's allweil noch 'n bissel, das g'spässige Leben!“

In einer einzigen Nacht ward aus einem stillen, lieblichen Ländchen eine wüste Unratsstätte, aus dem stattlichen Brennermühlhofe — ein großer, schmutziger Steinhaufen. Schutt, Asche und Kohlendunst lagerte am Heimbodel. Und die schönen Tannen standen gebrandmarkt im Kreise, wie eine Schar hungernde Vögel, die müde und lebensatt ihre mageren Flügel hängen ließen. Angekohlte Balken, Tische, Stühle, Räder, zerbrochene Ausgeräte — alles lag wüst durcheinander, ein schauerliches Bild. Nur die eine rote Siebelseite der Scheune ragte noch warnend aus dem Trümmersfeld.

Das Mühlbachwasser gurgelte vorüber. Zerfallenes Gekauer und das zerbrochene Mühlrad hemmten seinen Lauf, und dort. Es rannte über den Unrat und suchte sich neue Bahnen. Von dem Wohnhause war noch das ausgebrannte Dachgeschloß geblieben. Seine Umrisse spiegelten sich schauernd in den schmutzigen Wellen.

Aber um zwei hohle Fenster rankte ein Nebstod. Ein junges, namenloses Leben inmitten des Verfalls. Und die Lisbeth kniete im endigen Herzens vor dem lichtgrünen Wunder und grub vorsichtig den feinen Wurzelsod aus dem Boden und verpflanzte den Pflöckling in gesunde, ruhige Erde vor das Dagmayerhaus. Die Brennermühle war für die Dörfler ein Bedürfnis. Nun kochten sie ihr Korn stundenweit in die Stadt schafften oder gar karten, bis alle drei Monate mal ein Müllertnecht durch das Tal knallte. Trotzdem mochte der Martin an keinen Wiederaufbau denken. Die alten Leute redeten: „Es war ein Sündenhof von hier und es ruht kein Segen auf dem Boden.“

Der Schulz kam und sagte zum Martin: „'s gibt viele im Dorf, Gänse halten. So eine Gans ist 'n gar heißes Vieh. Es braucht oft und Wasser und allbot auch ein gut' Stüd Grashoden...“ Damit war das Schicksal des Mühlhofes besiegelt.

Etliche Tage später, an einem Sonntagnachmittag war es, daß der Martin das Haus verlassen konnte und mit der Lisbeth wieder auf der Bürgelhalde unter der großen Linde saß. Daneben saßen die beiden Alten, der Dagmayerbauer und der Deder-Andresel und disputierten gar weise über das Leben. Und der kleine Gottfried rutschte stillvergnügt einen kleinen Abhang hinunter. Dann kletterte er ihn wieder hoch und freute sich und war zufrieden.

Der Martin und die Lisbeth schauten ins Tal. Still ruhte das Dörfchen. Stumm lag auch der Heimbodel. Kein Arthieb dröhnte. Ein Vogel sang. Alles lauschte. Sonntagsruhe überall. Nur ein leiser Wind ging über die Heimbodeltannen und blies beim Brennermühlhof die kalte Nöche über die Felder.

Wieder war ein heimlicher Abend hereingebrochen. Wieder lag ihm eine finstere Nacht hinterher. Es wurde noch stiller als bisher. Und nun tönte wieder das heimliche Glöckchen aus dem Tal, so friedlich und zur Ruhe mahnend.

Man trat den Heimweg an. Der Dagmayer führte das Gottfriedle. An dem moosgrünen Steinkreuz kamen sie vorbei. Einen Augenblick blieb der Martin stehen und betrachtete es stumm. Er dachte es immer, wenn er vorüberkam. Die Lisbeth unterstapfte seinen Arm. Aber der Bub fragte:

„Onkel Annesel, warum ist das Kreuz?“

Der Deder-Andresel besann sich, nahm seine runde Mütze ab und fragte in seinen weißen Borsten. Dann sagte er:

„Mein lieb's Gottfriedle, sell weiß ich selber net. Das schreibt 's gar lang zurück. Es gibt Leut, die sagen: Zwei Ritter, von denen einer dem andern zuviel war auf der Welt, die hätten an der Stell' gegenüber g'standen. Andere wollen wissen: War nur ein einzelner gewesen, ein Mühlmutter, der sich selber viel war. Keiner weiß, wie es richtig ist. Nur so viel ist g'wiß: Das Kreuz soll uns halt allweil zum Frieden mahnen und zur Lieb' untereinander und keiner soll es vergessen, der vorüberzieht.“

In der Ferne blinkte der Hohenneussen zum letzten Male in feierlichen Abend hinein und gerade lächelte die Sonne vom Heimbodel ihren Abendgruß zurück.

Wieder hatten der Martin und die Lisbeth sich heimlich und still die Hand gedrückt. Aber der Großvater nahm das verlassene Gottfriedle auf seinen Arm und küßte es. Und so gingen langsam zum Dörfchen hinunter.

Marie Fleuron.

Kriegsnovelle von M. Janowski. (Nachdruck verb.)

Welter lachte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Sie sandte ihre heißen Strahlen der Erde genau so zärtlich zu — wie sonst auch, gleichsam, als wäre nichts geschehen, als ginge sie der furchtbare Kampf, der heute dort unten wieder getobt hatte, gar nichts an.

Und doch war Bedeutendes geschehen, die Höhe... war von den Deutschen gestürmt, diese Höhe, auf welche sie es schon längere Zeit abgesehen hatten — und die von den Franzosen bisher gehalten worden war. Dem alles niederreißenden Sturmangriff der tapferen Truppen hatten die Franzosen aber nicht standhalten können. Zwar setzten zu Beginn des Angriffs ihre Maschinengewehre zielsicher ein, da fielen Sachsens blonde Söhne, hier einer, da einer — aber heldenmütig rasten die anderen vorbei an den Gefallenen — erstürmten mit Heldennut den ihnen gegenüber liegenden Hügel.

Die Höhe war genommen! Schmeichelnd glitt die Sonne vor einem der stillen Schläfer zum anderen. Bei einem, der ganz abseits von seinen Kameraden an einem grünen Abhange lag, machte sie halt, — der da, der war ja nicht tot, der lebte ja noch. Frau Sonne glitt zögernd über ihn her, küßte die feuchten blonder Locken und die geschlossenen Augen — aber selbst ihr heißer Kuß konnte ihn nicht aus seiner tiefen Ohnmacht erwecken. Da sandte sie ihre Boten weit fort, um Ausschau nach Hilfe zu halten — und ein kleiner Sonnenstrahl erhob sich ein junges, blondes Mädchen, das tief unten das Tal durchschritt. Und der goldene Strahl lodte — lodte...

Das blonde Ding aber war die kleine Marie Fleuron, in deren zerhossenem Dörfchen die freundlichen Sachsen vor dem Sturmangriff lagen — und die mit manchem von ihnen gute Freundschaft geschlossen hatte. Und einer war unter ihnen gewesen, der war so stolz und unnahbar, daß er die stille Verehrung der Kleinen gar nicht bemerkt hatte. Seine Kameraden aber sagten, daß er weder stolz noch hochmütig sei, sondern im Gegenteil herzensgut, nur ein Träumer, der mehr im Himmel als auf der Erde lebe, das bringe so sein Beruf als Geigenkünstler mit sich. Die kleine Marie wußte, daß ihre Freunde die Anhöhe gestürmt hatten — und nun die Franzosen verfolgten, verjagten schaute sie hinaus. Dort oben, wo die ganze Nacht bis in den hellen Morgen hinein das grauenhafte Kampfgetöse getobt hatte, war es jetzt still — ganz still...

Und der Sonnenstrahl lodte stärker und stärker. Da kletterte das junge Ding den steilen Hang hinan und schiedte die Augen spähend in die Weite. Wo mochten sie jetzt sein, die Tapferen?

Blötzlich schrak sie zusammen, drang da nicht ein Stöhnen an ihr Ohr? Furchtjam ging sie den wehen Tönen nach — und stand entsetzt still, der, den ihr junges Herz so sehr verehrte — dort lag er starr und unbeweglich. Marie riß sich zusammen, sie hatte ihn doch stöhnen hören, also mußte doch auch noch Leben in ihm sein, zitternd beugte sie sich zu ihm herab — und wollte fast aufjubeln — er atmet, wenn auch nur ganz schwach.

So rasch die Füße sie trugen, eilte Marie nun ins Dorf und holte den alten Jean Baptiste, den Kuhhirten, und mit Aufbietung aller Kräfte schafften ihn die beiden ins Dorf. In Mariens halbjerschossener Hütte betteten sie ihn in weiches, weißes Linnen. Leise setzte sich das junge Mädchen an sein Lager und schaute still auf die bleichen Züge.

Würde der alte Arzt des Nachbardorfes, zu dem sie Jean Baptiste geschickt hatte, auch kommen und dem Armen helfen? Betend faltete sie die kleinen Hände, aus frommem kinderreichem Herzen stieg das Gebet empor zu der Schmerzensreichen, deren Namen sie trug.

Hatte ihr Gebet solche Kraft, wurde es so schnell erhört? Der Kranke schlug die Augen auf — und blickte erstaunt das Mädchen an. Doch dann schienen heftige Schmerzen sich seines zu bemächtigen, die blauen Augen wurden ganz schwarz und der Mund verzerrte sich vor Qual. Marie sprang auf: „Kann ich Ihnen helfen, kann ich irgend etwas für Sie tun?“ fragte sie atemlos. Entsetzt taumelte sie aber zurück, aus des Verwundeten Stöhnen waren die Worte: „Ein Ende möchte ich machen, gib mir doch einen Revolver, Mädchen“, an ihr Ohr gedrungen.

Da brach aus Mariens Augen solch frommer Vorwurf, daneben aber auch ihre große heilige Liebe zu ihm, daß sich das junge Geigerschmerzverzogene Züge glätteten, als hätten weiche Mutterhände seine Stirn gestreichelt.

„Möchtest du denn — ich sollt' gesund werden?“ fragte er leise — und ebenso leise bejahte es Marie.

Als sie ihm aber noch ein paar liebe Worte sagen wollte, war der Kranke schon wieder bewußtlos. Schier unheimlich wurde es der armen Marie. Was sollte sie tun? Jean Baptiste

blieb gar so lange — da hörte sie schwere Tritte, — der Alte trat mit deutschen Sanitätsmannschaften ein.

Jean Baptiste hatte ihnen, die auf Höhe . . . ihrer segensreichen Tätigkeit nachgingen — in richtiger Erkenntnis der Sachlage —

Mitteilungen von der Auf-
findung ge-
macht, und so
mußte Marie
es nun schwei-
gend dulden,
daß ihr gelieb-
ter Kranker
auf die Bahre
gelegt — und
ganz behut-
sam fortgetra-
gen wurde.

Verschüchtert
ließ das junge
Mädchen hin-
ter der Bahre
her, von den
erstaunten
Blicken der
Krankenträger

nahm sie keine Notiz. Erst als einer, ein blonder, gutmütiger
Niese, sie fragte, was sie denn eigentlich mit dem Mitlaufen
bezwede, erklärte sie ihm, daß sie nicht eher in ihr Heimatdorf
zurückkehren würde, bis sie wisse, was der Arzt gesagt habe.

Noch erstaunter blickten da die Träger auf das junge Ding,
welches so rein und glatt deutsch sprach, als wäre sie eine Lands-
männin von ihnen. Und so war es auch. Auf Befragen erzählte
Marie, daß ihre verstorbenen Eltern Deutsche gewesen. Nach
ihrem Tode war sie von der Schwester der Mutter, die an einen
Franzosen verheiratet war, aufgenommen worden.



Englischer Infanterist mit einem der neuen Schutzhelme
gegen betäubende Gase.

(Nach einer Abbildung aus „Illustrated War News“.)

die Träger zu dem entfernten Kriegslazarett gekommen, und
Marie kehrte auf Anraten der freundlichen Helfer wieder in ihr
Heim zurück. Morgen um die gleiche Zeit sollte sie sich über den
Zustand Hans Eilers, so hieß ihr Schützling, Bescheid holen.

Schon lange vor der festgesetzten Zeit stellte sich Marie Fleuron,
die eigentlich Marie Rutherford hieß, ein, da erfuhr sie, daß der
junge Geiger sehr schwere Verwundungen erlitten hatte. Drei
Einschüsse waren es, die den Darm unzählige Male durchlöchert
hatten und nun eine Operation unbedingt erforderten. Wie
mit Messern schnitten diese Worte in Mariens Herz, flehend bat
sie den freundlichen Mann, ihr doch hier täglich Nachricht zu geben
— und gerne versprach er es ihr.

Nun kamen bange Tage. Die Operation verlief gut, aber
würde der geschwächte Körper sich auch durchringen können?

Nur ein Wunder könnte ihn retten, hatte neulich der Wärter
gesagt, da betete Marie heißer und inniger denn je.

Täglich stellte sie sich ein, sie scheute nicht Wind und Wetter
nicht den weiten, beschwerlichen Weg. Und eines Tages, wie

waren seither
ins Land ge-
gangen, da
konnte ihr der
freundliche,
blonde Niese
glückstrahlend
mitteilen, daß
ihr Schützling
nun außer al-
ler Gefahr ist
— und sie mo-
gen gerne ein-
mal sprechen
möchte.

Da erschien
die kleine Ma-
rie fast noch
heftiger als
damals, da
Hans Eiler
bewußtlos ge-
wesen war.

Abhang fand. Was würde er sagen, wie würde er ihre Teilnahme
aufnehmen? — Ganz langsam, als wären die Füßchen mit zern-
nervschweren Lasten beschwert, ging Marie heim.

Mitten aus Schutt und Geröll, inzwischen zerstossener Bauern-
häuser, reckt sich der schlante Turm der Sanct Stephanskirche
dieser uralten Kirche, die der ganze Stolz des harten, zähen
Bauerngeschlechtes war, und jetzt gleichsam die Hinfälligkeit aller
Bestehenden kennzeichnet. Der Turm steht, aber die Kirche selbst
ist durch deutsche und französische Granaten verwüstet. Von den
bunten prächtigen Kirchenfenstern blinkt nur noch ein einziges.

Die Sonne sendet ihre Strahlen, die ausschauen, als hätten
sie sie zuvor hineingetaucht in all das junge warme Menschenblut,
das auch heute wieder irgendwo da draußen geflossen ist,
gerade durch dieses eine Fenster. Sie zwingt in ihren Lichtstrahlen

gerade die eine
Ecke des Kirch-
leins, die sonder-
barerweise auch
verschont ist, —
den Hochaltar.

Und hier in die-
ser wundervollen
Zusammenstel-
lung von Gold
und Marmor und
Lapis Lazuli
blinkt und blinkt
noch alles wie zu-
vor. Hier grüßt
noch immer die
Madonna mit der
Strahlenkrone
und hält segnend
über dem blon-
den Haupte der
Knienden den
Erlöser der Men-
schen.

Mit Rosen, mit
roten Rosen hat
Marie die Ecke
der Heiligsten ge-
schmückt, und in
tiefster Demut
steht sie jetzt zu
der Allgütigen.

Wunderbar ge-
stärkt erhebt sich
endlich das Mäd-
chen, sie weiß es,
die Madonna wird
ihr beistehen —
und die Füßchen, die gestern so schwer gingen, die fliegen heu-
te fast über den beschwerlichen Weg. — Und nun ist Marie an-
gekommen. Ihr blonder Führer erwartet sie und führt sie durch lang-
hölzerne Bänke in einen schattigen Garten. — Dort sitzt, wie



Boris, Kronprinz von Bulgarien.

Phot. Berliner Illustrat.-Gesellschaft.

ter g... in Betten und Decken eingehüllt, ihr Schling. Als
Marie ihm nun aber gegenübersteht, verläßt sie all ihr schöner
ut. — Schüchtern streckt sie ihm nur eine rote Rose hin, die ihr

uralten Sachsenzeichen, von rebenumkränzten Moselbergen — und
von fernem glücklichen Tagen — in denen die heilige Kunst mit
der Liebe Hand in Hand gehen würde.

Vater unser, der du bist in dem Himmel!

Von Francine Mannjoug. (Nachdruck verboten.)

Unter den neun Buben, die der Tischlermeister Slezal stolz
sein eigen nannte, war der Franzl der aufgeweckteste
von allen, freilich auch der größte Spitzbube unter ihnen! Wo
immer ein toller Streich von der Bande verübt wurde, wie der
Vater seine Bubenschar nannte, war sicher der Franzl der An-
führer gewesen, und niemals leugnete er seine Schuld. Wahr-
heitsliebend war
er und stolz!

„Völlig befehen
vom Hochmuts-
teufel“, meinte
die Mutter in den
Stunden, wo
Franz die väter-
liche Zuchttrute zu
spüren bekam und
nicht zu bewegen
war, um Verzeih-
ung zu bitten!

„Habe ich Stra-
fe verdient, dann
strafe mich eben“,
sagte er dann,
wenn Bitten das
Strafen erlassen
kann, habe ich ja
nicht gefehlt!“

Vater und Mut-
ter waren über
diese Worte ganz
verblüfft.

„Einen eigenen
Schädel hat er
halt“, sagte der
Vater, und die
Strafe fiel für
Franz nicht gar
zu arg aus! —

Als er in das
Alter kam, wo er sich für ein Handwerk entscheiden mußte, hätte
der Vater ihn gern in seine Werkstätte genommen; aber Franzl
zeigte keine Lust, in die väterlichen Fußstapfen zu treten. Die



Die Mutter des Generalfeldmarschalls v. Madsen
vollendete kürzlich ihr 89. Lebensjahr. Der Generalfeldmarschall
ist ihr ältester Sohn.



Die von den Franzosen und Engländern zerstörte Kirche
von Tholus bei Arras.

Madonna zuvor segnen mußte. Über die Züge des jungen Gei-
es fliegt ein frohes Lächeln, ihm ist dieses süße, verlegene kleine
del da keine Fremde — die Wärter haben ihm alles erzählt.
Er ruft sie zu sich: „Komm doch bitte her, Marie, ich muß
doch für alles danken, — wenn du mich nicht gefunden hättest
und dann so lieb und gut zu mir gewesen wärst — ja, wer
ich, wo ich dann heut schon läge. Und ein bißel schad war's doch
um mich gewesen, gelt?“

„Ich auch den Himmel
stürmen kann,
me Kunst, meine hohe,
liche Göttin, — und du,
treues, aufopferndes
b, ihr werdet mir noch
Schöneres im Leben
en. Und nun geht's bald
heim zu meinem lieben
Mutterl, der du den
neu geschenkt hast.“

Sanft zieht der junge
stiller sein Lieb an sich:
st, Marie, und du gehst
mit, du wirst deinen
Süßling doch nicht allein
en lassen, oder wie ist
magst mich am End gar
— und's war vielleicht
ganz anderer, für den
gebetet hast, du liebes,
Mädel, du?“

Die Antwort aber schien
beide Teile befriedigend
gefallen zu sein...

Zwei junge, selige Men-
schen hielten sich innig
Schlungen und träumten
der dem strahlenden fran-
zösischen Himmel von der
mat, — träumten von



Ein „Warenhaus“ auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Luftschiffahrt fing an, ihren Siegeszug anzutreten, und Franzl war Feuer und Flamme für diesen neuen Wissenszweig! Fliegen, frei in der Luft, die höchste Seligkeit dünkte ihm dies, und das dies nur durch die Mechanik zu erreichen war, entschloß er sich eben, Mechaniker zu werden. Er war ein guter Zeichner, ein genauer Arbeiter, kurz zu allem zu brauchen, um sein Ziel zu erreichen.

Umsonst vergoß die Mutter die bittersten Tränen, wenn sie sich vorstellte, daß ihr Franzl auf so einer Gondel da in der Luft umhersegeln wollte; das schien ihr noch ärger und gefährlicher, als Matrose zu werden. Das hat man von den Buben, jammerte sie dann; ob ein Mädel auf solche Ideen kommen würde, und heftiger weinte sie in ihre Schürze! —

Der Vater gab nach. Er kannte Franzl mit seinem eisernen Kopfe, da war nichts auszureden. — Franzl lernte brav, dazwischen setzte er seine Studien fort; er wollte Ingenieur werden, das war sein heimlicher Traum! Jede freie Minute sah er über seinen Büchern, und schlecht sah es in diesen schweren Lern- und Arbeitsjahren um den Burschen aus! — Als er endlich so weit war, um den ersten Aufstieg — als Begleiter selbstverständlich theoretisch beherrschte er Fahrzeug und Luft; nun kam die Praxis, er sollte die Früchte seines Studiums jetzt pflücken.

Berauscht kam er von seiner ersten Fahrt heim. Wie ein Traum erschien ihm alles! War er es wirklich, der da die Luft durchschnitten hatte? — Vater unser, der du bist in dem Himmel ... betete er unwillkürlich. Als Kind hatte er immer den Wunsch gehabt, in den Himmel fliegen zu können, um nur ein klein wenig hineingucken zu können. Jetzt hatte er die Wolken gekreuzt und war dem lieben Gott ein Stück näher gekommen.

Nicht genug konnte er Vater, Mutter und den Geschwistern davon berichten, als er Sonntagabend am Familientisch erzählte. Mit offenem Munde hörten ihm die Geschwister zu. Die gute Mutter weinte zwar wieder, aber der Stolz über den Mut ihres Jungen leuchtete doch in ihren Augen! Der Vater blieb stumm und blies den Rauch seiner Pfeife in langen Zügen von sich. —

Franzl machte weitere Fortschritte und wurde bald eine Persönlichkeit. Seine Flügel wurden immer waghalsiger, immer ausgedehnter. Preis um Preis fiel ihm zu, er bekam Schüler über Schüler. Konnte sich ein eigen Luftzeug bauen, erfand kleine Verbesserungen und war auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden. Vergebens beschwor ihn die Mutter, nicht so waghalsig zu sein, aber Franzl küßte nur die Mutter, sagte lachend: „Mir geschieht nichts, Mutter! Unser Vater im Himmel beschützt mich. Du siehst es ja, Mutter, du mußt es doch fühlen!“ —

Und dann küßte ihn die Frau und drückte seinen blonden Kopf an ihre feuchte Wange. —

Da brach der Krieg aus! Franzl war einer der ersten, deren man bedurfte. In der Tischlerfamilie hatte die Mobilisierung die größte Aufregung hervorgerufen. Sieben Buben waren Soldaten, siebenmal wollte das arme Mutterherz ausschreien und siebenmal mußte sie lächeln im bittersten Schmerze. — Am schwersten wurde ihr das Lächeln beim Abschied vom Franz. — Immer und immer hielt sie ihn umklammert, bis Franzl sich losriß!

„Aber Mutterl, mir geschieht nichts! Unser Vater, der im Himmel ist, schützt mich doch, du weißt es ja! Sei nicht so kleinmütig!“

Franzl zog mit seiner Abteilung dahin. Er war mutig und unerschrocken. Er konnte Karten lesen wie keiner, hatte Falkenaugen und einen Orientierungssinn, der die Bewunderung seiner Vorgesetzten erregte! Man vertraute sich blind seiner Führung an, und er hatte Glück! Nie kam er ohne wichtige Vortschäfte zurück und immer schwieriger Aufgaben vertraute man ihm an.

Eines Tages machte er mit seinem Hauptmann einen Aufstieg zu einem Erkundungsfluge. — Sie kamen dem Feinde immer näher, die Kugeln piffen zu ihnen herauf.

Franzl lachte nur darüber.

„Weiter“, befahl der Hauptmann; stolz fuhren sie im Geschützfeuer dahin.

„Ich muß auch die Aufzeichnung machen, und wenn es unser Tod ist“, sagte der Hauptmann, und Franzl nickte nur.

„Tiefer gehen?“ fragte er. —

„Ja!“

Franzl ließ sich fallen. Nun kamen sie in einen wahren Kugelnregen hinein. Der Hauptmann arbeitete, er schien nichts zu sehen und zu hören; Franzl war gespannte Aufmerksamkeit. Er wußte, es ging auf Leben und Tod! —

Was war das? — „Herr Hauptmann!“ schrie er auf. Ein Luftzeug kreiste über dem ihnen.

Im Nu wich Franzl zur Seite und wie Lühows wilde Jagd ging es nun los. Franzl sah und hörte nichts mehr. Vater unser, der du bist in dem Himmel ... war sein einziger Gedanke.

Er fühlte, daß ihn ein kaltes Etwas gestreift, er achtete es nicht, er fühlte mehr, als er es sah, daß sein Hauptmann getroffen

sei ... Vater unser, der du bist in dem Himmel! Lasse mich nicht dem Feinde in die Hände fallen, lieber tot ...

Schon sah er seine Borpostenkette, noch einige Minuten, noch Sekunden, jetzt, jetzt ... Vater unser, der du bist in dem Himmel, gelobt seist du! Gerettet — deutsche Erde! ...

Als Franzl zum Bewußtsein kam, lag er im Spital, ganz verbunden, und konnte kein Glied rühren. Allmählich erst kehrte das Bewußtsein zurück. „Was ist geschehen? Wo bin ich hier?“

„Im Lazarett!“

„Wo ist mein Flugzeug, mein Hauptmann?“

„Der Hauptmann ist tot. Das Flugzeug total zerstört. Sie wie durch ein Wunder gerettet!“

„Die Aufzeichnungen?“

„Hatte Hauptmann an seiner Brust geborgen!“

„Was fehlt mir?“

„Nur Arm- und Beinbruch. In ein paar Wochen sind Sie hergestellt!“

„Kein Krüppel?“

„Nein!“

„Werde ich wieder zum Flug gehen können?“

„Ja, sobald Sie gesund sind, sofort!“

„Gottlob!“ erwiderte Franzl glückstrahlend und sank mit in die Kissen zurück. —

Einige Wochen später trat Franzl, mit dem Eisernen Brustgeschmückt, auf zwei Stöcke noch gestützt, in das Zimmer der Elternwohnung, wo die zwei alten Leute und die beiden jüngsten Kinder bei der Lampe saßen und der Vater die Kriegsberichte vorlas.

„Guten Abend!“ Mehr sagte Franzl nicht — und an der Herzen der Mutter lag wieder Franzls Kopf und wieder flossen Muttertränen in die Wirtschaftsschürze; diesmal waren es aber Freudentränen und Vaters Pfeife stieß wieder dicke Wolke vor sich, als Franzl nach dem ersten Begrüßungsturm zum Die zählen kam!

Vater unser, der du bist in dem Himmel ... so andächtig noch nie betete an diesem Abend die Familie die Worte des Herrn.

Die Wiederkehr des Briefes.

Von Johanna Zunt-Friedenau. (Nachdruck verboten)

In der Gegend der Universität, in dem Studentenviertel, das Karl- und Marienstraße, schlugen in der Friedenszeit, das gende Buchhändler“ gern ihren Stand auf. Auf den kleinen Handwagen lagerte allerlei bunt durcheinander. Wertvolle Bücher nehm leichter Vektüre und leichtem Kram. Billige Preise luden, und Bücher verführen zum Kauf. Manch schönes Werk, das der Leidenschaft sinn oder die Not eines Jünglings der Alma mater verschleudert, findet hier noch einmal Hände, die es gern nehmen und wert halten. Un

Des Krieges Wirren ließ mich ein kleines Palet von solchen no Wagen ganz vergessen. Zwischen zwei Bänden Mörike fand ich fast zufällig ein dünnes Buch. Blaugrau, mit Stodfleden bedeckt, „Liebes- und Freundschaftsbriefe“ kündet die Aufschrift des Deckens. Deutsch und französisch. Von Gustav v. Zr. 1815.

Gerade ein Jahrhundert! Wessen Finger mögen die Seiten durchblättern und die Striche an den Rand gezeichnet haben! Wie sehr gefühlvollen Stellen: Ausrufungszeichen! Sonderbar muß in der Stil jener Tage an. Es ist die Zeit der leidenschaftlichen, sich spannten Schreibweise, die heute nur Spott oder ein mitleidiges Lächeln erregt. „Das Jahrhundert des Briefes“, der behaglich der weitschweifigen Redseligkeit“. Langsamfahrende Postkutschen, mit schmetterndem Signal in die Stadt einzogen, Hausherrn, langer Pfeife, die bedenklich die Postbeutel öffneten und gewid die ihren Inhalt verteilten, stehen vor unserem geistigen Auge. Wenden Wandlungen hat das Briefschreiben seitdem durchgemacht! — Reinf

Interessant ist's, wie im Jahre 1815 ein Leutnant sein wo Geliebten beim Abschied geschrieben:

„Himmliche Seele! Das harte Schicksal zwingt mich zuinfa Scheiden, doch nicht in Ewigkeit auf Dich, Süßeste, zu verzichten. Unsere Seelen haben einen Bund geschlossen, der unaufheblich ist. Der ausgebrochene Krieg wird mir Gelegenheit geben, mich ihm auf den Schlachtfeldern auszuzeichnen oder einen ruhmvoll nicht Tod zu finden. Entweder, Geliebte, liebst du mich als Regiment kommandeur wieder, oder man wird den Leichnam eines Helden auf dem Felde der Ehre finden, der nicht allein fürs Vaterland, sondern ihm teurer war als alles, was das Weltall umschloß. Diesen Preis zu erringen, will ich im Schlachtgetümmel mich auf die Feinde stürzen, wie der blutdürstige Tiger auf seine Beute. Für die Himmliche! Unterliege ich im Kampfe, so sterbe ich mit der Troste, bald mit Dir vereint zu sein, denn ich weiß, Du wirst mir bald nachfolgen, da Deine Seele nicht ohne mich zu atmen imstande wäre. So leb denn wohl, Rosamunde, lebe wohl, wir uns einstens hier oder dort wiedersehen. Dein Eduard“

Wie anders klingen die Selbstpostbriefe von heute! Und doch damals das Volk nichts Absonderliches in solchen Sentimentalitäten. Die Denker und Dichter gaben ihnen ein Beispiel darin. Nicht nur zwischen Liebenden, sondern besonders zwischen Freunden gab es einen Reichtum an Gefühlseligkeit, der in verworrenen Worten ausströmen mußte. Der schwärmerische Lavater sagte sich schon in den Reden nicht genug tun. An Frau von Knebel schreibt er einmal: „Liebe Seele Knebel und Kompanie!“ — Dann aus seinem Briefwechsel mit Herder. Wenn man den mit dem schriftlichen Gedankenaustausch zweier moderner Dichter vergleicht! Herder schreibt z. B.: „Jetzt, Freund, kann ich nicht antworten — aber schreiben muß ich — und wollte ich weinen — hinübergefliegen — zerfließen — an Deiner Brust liegen — meine Herzensfreunde, zwei Freundinnen mit Dir zuführen — und sogar — nichts sagen, bliden, drücken, küssen: Du bist, und wir sind!“ —

Und nicht Lavater allein. Wir wissen von Wieland, Merck, allem von dem Allweltsfreund Leuchsenring, daß ihnen die Empfindsamkeiten nicht fremd waren. Böh und Bürger, ihm und ihre Zeitgenossen fanden im Wortüberschwange die Quellen ihrer reinsten Freuden“. Böh sogar seine Lebensgefährtin. Daß in jenen Freundschaftsbriefen nicht an Küßen und Weinen gespart wurde, nimmt nicht wunder. Besonders in den ersten Jahren rannen durch den ganzen Freundschaftskultus. Natürlich mangelte jenen Episteln auch nicht die Länge. Reichten die eigenen Erlebnisse nicht aus, so blieb der Brief liegen, bis die Ereignisse seine Seiten füllen konnten, oder bis schöne, wohlwollende Stellen aus Zeitgenossen dazugeschrieben wurden. Die Briefe schloß man mitgeteilten Freuden vermochte der Empfänger allein es ab zu tragen. Er mußte seinen ganzen Kreis teilnehmen lassen. Wollte jubeln und weinten dann mitammen.

Die Briefe achtete man damals als „Gradmesser der Bildung“; haben den „Hauptmaßstab für die Werthschätzung des Charakters“. Das sind sie auch heute noch. Nur der Charakter hat sich geändert. Dazwischen schiebt sich ja auch noch die Zeit der — Post. Denn es ist noch nicht allzu lange her, als das Schreiben Briefen häufig auf ein Mindestmaß beschränkt wurde. Natur-Geschäfts-, Beileids- oder Empfehlungsschreiben konnten umgangen werden, aber zum rechten Gedankenaustausch die Zeit. Das brachte das Jahrhundert der Erfindungen, das Telephon und den Telegrammverkehr bevorzugt, welches den Briefen zu Mitteilungen verwendet, mit sich. Die Schreibweise nahm dann völlig jede Persönlichkeit aus dem Briefe. Und als die Ansichtskarte ins Leben trat! Die grub der Briefschreiber! So bequem, so schnell zu erledigen, so leicht eine Karte. Oft nimmt das Bild den größten Raum ein. Und so wenig zu denken hat der Schreiber oder die Schreiberin, daß man sich nicht auf die Karte beschränken muß; manchmal sind Verse so schön vorgegedruckt, daß man sie wirklich nichts mehr übrig bleibt! Wie angenehm ist es, wenn man die Oberflächlichkeit! Wie geschwind sind die Briefpflichten erledigt! — Die Ansichtskarte wurde zur Mode und würde es leicht noch sein, wenn nicht, alles bisherige unumwunden und unbedacht, die Kriegsfurie ins deutsche Land gerast wäre. Aber, sie so manches Alte neu gemacht hat, so setzte sie auch den Menschen in längstvergesessene Rechte ein. Der Gedankenaustausch, in dem sich die Menschen wieder einmal näher treten, sich etwas mitteilen, was ihnen wichtig ist, das ist wieder lebendig geworden.

Der Selbstpostbrief zeigt es. Nicht nur aus den Schichten der Arbeiter, aus den Kreisen des Volkes liegen Prachtzeugnisse der Gefühl- und Gedankenfülle vor der Öffentlichkeit. Die Nüchternheit des sonstigen schriftlichen Verkehrs ist verloren. Frau Sehnsucht hat Wohnung genommen in den Herzen der Menschen und hat längst Vergessenes zu neuem Dasein erweckt. Wo in der Familie die Einsamkeit des Alltagslebens, aus dem die Menschen ein Nebeneinandergehen werden ließ, schlug die einsame Sorge die Lässigkeit nieder. Der draußen kämpfende Sohn oder Sohn, wird sich der Heimat, der Liebenden zu Hause bewußt. Was ihm oft ermüdend, gleichgültig schien, wird ihm die Sehnsucht in verklärtem Lichte. Ideallisiert, was ihm nicht genug bewertete! Bei den Daheimgebliebenen auch. Hier die Selbstsucht es sich behaglich breit gemacht hatte, die Sehnsucht verdrängt sie. Eigene Nöte verschwinden gegen die große allgemeine Leid. Die deutsche Frau, auch die einarmige, steigt höher durch Selbsterziehung, wenn sie den Fernen Sorgen verschweigt und mutig trägt, was der Krieg ihr aufzulegte. Und das spricht auch aus ihren Briefen. Mut und Geduld, die wehen seine, zarte Schwingungen, Töne der Sehnsucht. Die Menschen beglücken einander, durch Not getrennt, tausendmal mehr als oft in den unausgeglichenen Stunden des Friedens. Spiegelt der Gedankenaustausch in den Briefen wieder. Und wenn des Krieges Stürme einmal schweigen, wird der

Briefverkehr nicht so bald wieder im Einerlei des Tages untergehen. Dazu war sein Wiederaufleben zu gewaltig, seine Macht auf das Gemüt zu nachhaltig. So schnell versiegen erweckte Töne im deutschen Volke nicht.

Ferngespräch.

Der Mode Zeichen schritt durchs stille Haus.
Um diese Zeit? — Wer weiß, daß ich noch wache,
Daß eine Unruh mir im Blute siedet,
Die allen Schlaf mir nimmt und immer wieder
Mich wartend durch die dunkeln Zimmer treibt? —
„Wer ruft?“ — „Ich bin's“, kommt's wie aus weiter Ferne,
Und dann hör' ich das Wort, den einen Namen,
Mit dem mich nur ein einziger ruft und nennt.
Und jauchzend geh' ich einer Stimme Antwort:
„Du bist es, Liebster, — so ist alles gut!
Kommst du zu mir auf Urlaub? — Leichtverwundet?
Wo bist du? Sprich. — Nein, ich verkeh' dich nicht,
Es klingt so wirt und fern. — Sag, daß du lebst,
Und wann du kommst, — es ist so einsam hier.
— Sag, daß du mich verkehrst, sag meinen Namen,
Das liebe Wort, womit du mich gerufen —“

Es rauscht und flingt. — Ob meines Herzens Schlag
Mein eignes, unruhvolles, banges Blut
Den Klang der fernen Stimme überhört?
— Was ich auch sehndend in die Ferne sage,
Es kommt kein Laut, kein einzig Wort zurück,
Und totentstarrt liegt rings das leere Haus.
Die Uhr holt aus zum Schlag. Drei harte Schläge.
— Die Stunde merkt ich mir. Du hast gerufen.
Nach meiner Nähe hat dein Herz geklagt,
Aus Qual und Tod hast du nach mir verlangt —
So will ich stille werden, dich zu finden.
Ich sende suchend meine Seele aus,
Daß fern zu dir mich meine Sehnsucht führen,
Daß meine Seele lebst dein Nahsein spüren,
Daß sie dir in der letzten Not begegnet,
Und meine Liebe dich noch einmal segnet.

Klara Grieb.

Fürs Haus

Gestricke graue Sportjade.

Die Sport- oder Golfjaden erfreuen sich auch weiterhin der größten Beliebtheit. Diese viele Jahre alte Mode hat nur insofern eine Wandlung erfahren, als diese Jaden nicht mehr in Weiß hergestellt werden,



vielmehr in den verschiedensten Farben gestricht oder gehäkelt werden. Auch die Verbindung zweier Farben, wie grau-weiß, nimmt sich sehr hübsch aus. In dieser Weise wurde auch die Jade gefertigt, die unsere Abbildungen darstellen, und zwar ist die ganze Jade in dem nebenstehend abgebildeten Muster in grauer Sportwolle gestricht, während der aus einfachen, rechten Maschen bestehende Rand in weißer Wolle angefügt ist. Um die Jade zu stricken, verfährt man folgendermaßen: Man legt einen gut passenden Schnitt zugrunde, der aus 5 Zeilen (Rücken, 2 Borderteile, 2 Ärmel) besteht, und be-
ginnst mit dem 5 Zentimeter breiten, glatten Rand aus rechts gestrichten Ma-



Arbeitsprobe zur Sportjade.

sch. Dann wird das Muster gestricht, und zwar strickt man drei Touren je 3 Maschen rechts, 5 Maschen links, dann eine Tour rechts darüber, die nächste Tour wird gewechselt, dann wieder eine Tour rechts, die folgen den wieder 3 rechts, 5 links und so bis zum Schluß. Ärmel- und Aufschläge sind nur rechts gestricht. Zur Verwendung kam graue und weiße vierfache Sportwolle. Die Jade ist mit einer Doppelreihe weißer Perlmutterknöpfe versehen. Modell: Gecold & Wilhelm, Leipzig.

Unsere Bilder

Der Schauplatz des Donauübergangs bei Orsova. Links das ungarische, rechts das serbische Ufer. In der Mitte die frühere türkische Insel Ada Kaleh, von der die österreichisch-ungarischen Truppen während des

Balkankriegs Besitz ergriffen, um eine Festsetzung der Serben inmitten der Donau zu verhindern. Von Orjova aus überschritten am 23. Oktober d. J. die verbündeten Truppen die Donau und vertrieben die Serben aus dem gegenüberliegenden Bergland von Kladovo.

Die serbische Stadt **Kistib**, die alte Hauptstadt Mazedoniens, die am 23. Oktober von den Bulgaren nach erbitterten Kämpfen erobert wurde. Kistib ist der wichtigste Eisenbahn- und Straßenknotenpunkt im südlichen Serbien, durch dessen Einnahme die Bulgaren in den Besitz aller wichtigen Verbindungslinien in Südserbien kamen.

Allerlei

Das Kennzeichen. Blinder zum herantretenden Polizisten: „Ergebenster Diener, Herr Wachtmeister.“ — Polizist: „Woher wissen Sie denn daß ich Polizist bin, wenn Sie blind sind?“ — „Mein Hund hat geknurr.“

Tapferkeit und Heldentod.

In der Schlacht von Marathon, welche 490 v. Chr. geschlagen wurde, focht der Athenienser Kynegiros, ein Soldat des Griechenheeres, mit großer Tapferkeit und verfolgte den Feind bis an seine Schiffe, auf denen er die Flucht mit vollen Segeln ergriffen hatte. Einer kleinen Barke, in der ein feindlicher Offizier mit einigen Soldaten den Schiffen nachzukommen suchte, schwamm Kynegiros mit unbezweifelnder Gewandtheit nach, ergriff daselbst mit der rechten Hand, um das Boot umzustürzen. Als ihm diese abgehauen wurde, versuchte er daselbst mit der linken, und als er auch diese verlor, faßte er das kleine Steueruder mit den Zähnen, tauchte mit seinen letzten Kräften unter, und das Fahrzeug, in dem alles sich zum Steueruder gedrängt hatte, um dem Waghals den Todesstreich zu geben, schwankte um und begrub alle in den Wogen.

Litauische Hochzeitseinkaufungen. Die Einladungen zur Hochzeit in Litauen erfolgen durch einen „Blasmeister“. Der Blasmeister ruft, den er dabei auftrifft, lautet ins Deutsche übersetzt: „Guten Tag, guten Tag, liebe Freunde! Nehmt nicht übel, daß ich so dreist ins Haus geritten, nicht nur ins Haus, sondern auch in die Stube. Ich junger Blasmeister, mein kleines Pferd; das Pferd hat vier Füße und stolpert (strauchelt), und meine eine Zunge verfehlt und erholt sich auch wieder. Ich grüße euch vom Bräutigam und von der Braut und lade zur Hochzeit auf den Freitag. Den Martin zum Marischall, die Anna zur Brautjungfer und die übrigen alle zum Abend (Abendbrote), wer einen Löffel und eine Gabel aufheben und einen Krug Allaus austrinken kann. Wenn wir werden reisen aus des Hochzeitsvaters Hause ins Haus Gottes, aus dem Gotteshause in des Königs bunten Krug (Gasthaus); dort werden wir tanzen und froh leben, jeder für seinen Groschen. Aber beim Zurückkehren in des Hochzeitsvaters Hause finden wir weiße Tische, bunte Krüge, umflochten, verziert und mit Allaus gefüllt. Dort finden wir Gefochtes und Gebratenes, Essen und Trinken; für unsere Pferde Bräuden von Eichen, Krippen von Eichen mit Hafer angefüllt. Nicht weit bin ich gereist, nicht viel habe ich gelernt; wenn ich werde weiter reisen, werde ich auch mehr erlernen. Für mich jungen Blasmeister ein Hemde; wenn nicht ein Hemde, dann ein Handtuch, wenn nicht ein Handtuch, dann ein Paar Beinkleider; wenn nicht ein Paar Beinkleider, dann ein Hofenband, wenn nicht ein Hofenband, dann ein junges Mädchen, wenn nicht ein junges Mädchen, dann ein grünes Blümchen an den Hut. Mit Gott, meine lieben Freunde!“ C. A.

Gemeinnütziges

Wie man praktische Weihnachtsgaben originell verpackt. Die praktischen Weihnachtsgaben, die für viele Leute die erwünschtesten und brauchbarsten sind, wirken fast immer nüchtern und besitzen keinen festlichen Anstrich. Ihnen einen solchen durch ein anmutiges Gewand aus buntem Seiden- oder Krepppapier zu geben und sie mit einem paar Tannenzweigen und Blumen aufzuputzen, macht wenig Mühe und dabei einen ganz andern Effekt. So kann man Blechbüchsen mit Kakao, Tee oder Kaffee als Knallbonbon oder kleines Plaidpaket verkleiden. Ebenso Rollschinken, Spargelbüchsen usw. Für kleinere Konservebüchsen, Fleischextraktbüchsen usw., die man gern Hausfrauen oder Jungfrauen stiftet, wirkt es ganz allerliebst, wenn man sie als Glühbirne verkleidet. Die Herstellung ist sehr einfach. Man umhüllt die Büchsen zuerst mit gelblichgrünem Seiden- oder Krepppapier, welches die Stiele der Birne markiert, und setzt ihnen dann ein Köpfchen auf, das man aus hochrotem Krepppapier mit etwas Watteinlage ganz leicht zu der Form eines Fliegenpilzköpfes zurechtbiegen und

löschen kann. Am nettesten sieht es aus, wenn man für die Pilzköpfe verschiedene Formen bildet, z. B. rund gewölbte, ovale oder runde flache becherförmige, wie sie Mutter Natur als Vorbild im Walde liefert. Die flachköpfigen Pilzen wird der Rand teils ausgefranst, teils unregelmäßig eingerissen. Dann taucht man einen recht spitzen Tuschpinzel in weißer Emaillfarbe und betupft damit ganz leicht die roten Pilzköpfe. Die fertigen Glühbirnen werden dann recht zwanglos in ein mit Moos ausgepolstertes Spantkörbchen oder in eine kleine Oberröhrchen aus Korbgeflecht eingekleidet, die man noch recht zierlich mit kleinen Tannenzweigen und Christrosen, Eichenpalmenzweigen usw. garniert. Ein paar farbige Bandschleifen, ein Schildchen oder Fähnchen mit der Aufschrift „Fröhliche Weihnachten“ beleben die anmutige Weihnachtsgabe, die dem Empfangenden gewiß doppelte Freude durch die damit verbundene „Handarbeit“ und das Zartgefühl, die prosaischen Dinge in poetischer Form zu spenden, macht. Auch bei Postpaketen ist man alle Nüchternheit vermeiden. Man schlägt die Kistchen oder Kartons mit hellgrünem Seidenpapier aus, umhüllt die einzelnen Päckchen ebenfalls mit Seidenpapier, verschnürt sie mit bunten Seidenbändchen oder Sammetfäden, bringe, wenn immer es angeht, ein Tannenzweiglein, einen Stachelnmen- oder Mistelzweig oder kleine Glühbirnen aus Marzipan oder Schokolade Glühbirnen usw. an. Zwischen den Paketen fülle man mit kleinen, zwangigen Äpfeln und goldeten Nüssen aus. Ein solches Paket vermag Weihnachtsstimmung ins Haus bringen und Lichtstrahlen in verworfen in einlame, verteilte Herzen, die oft durch die gutgemeinten Gaben, scheinen sie nur im Alltagsgewand, nur noch verblühter werden, während die kleine Wärme des Auschmelzens des Weihnachtspaketes auch die bescheidenste Gabe verkörpert. M. A.



Leben und Treiben vor einer Goldschmiede an der Westfront.

Buttergebäck, Lieblingstuchen. 1 Pfund Weizenmehl, 1/2 Pfund Kartoffelmehl, 1/2 Pfund feiner Zucker, 1/4 Pfund Butter, 1 Ei, 1 Löffel süße Vanille, etwas Vanille verarbeit man gut zu einem schmeidigen Teig. Davon setzt man Plättchen auf ein Blech, das mit Mehl bestäubt ist, und bäckt alsdann die Kuchen bei gelinder Hitze.

Schweizerbägen. 1 Pfund Zucker wird mit 4 Eiern eine halbe Stunde lang gerührt. 1/2 Pfund gewürfelte Mandeln, die vorher mit Zucker braun geröstet werden, 1/4 Pfund Zitronat und Pomeranzenschale, die Schale einer halben Zitrone klein geschnitten, 10 g gestoßener Zimt, 1/2 Pfund Mehl werden dazu gemengt. Man rührt von diesem Teig ein Blech und bäckt sie sofort auf einem gut mit Butter bestrichenen Blech.

Scherzrätsel. Eine Stadt Italiens, wenn sie schwindet, bleibt — na, wer das wohl findet? R. Spangenberg.

Tannenbaumrätsel.



Die mehrfeldrigen Querreihen geben: 1) Ein Element. 2) Eine Baumfrucht. 3) Süßfrucht. 4) Einen Strauch. 5) Desgleichen. — Die mittlere senkrechte Reihe gibt, von oben nach unten den Namen einer Feldblume. Julius Fald.

Problem Nr. 143.

Von Vincenz Schiffer t. 8. Preis gestellt. (11. Turnier Br. Ch. Mag. 08.) Schwarz.

